

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 23

Artikel: Der heitere Geist
Autor: Flach, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670953>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der heitere Geist

Von Jakob Flach

England ist ein sonderbares Land. Oder lassen Sie mich genauer sagen: die Engländer sind ein sonderbares Volk. Ich meine nicht, dass sie in ihrer tiefsten Seele erschrecken, wenn ein armer Fremder vom Kontinent zu seinem Hammelkotelett, das ihn blutig und fett von seinem Teller anstarrt, sich Senf zu Hilfe holt. Ich meine nicht, dass auf die Frage: Wie geht es Ihnen? mit: Wie geht es Ihnen geantwortet wird, ohne dass dabei sonderbarerweise das «Ihnen» betont wird; dass die Dame zuerst grüßt; dass man ja nicht vom Magen oder Bauch reden darf; dass man frierend am qualmenden Kamin aushält und das in Ordnung findet — ach, und viele andere wichtige Kleinigkeiten, die man in diesem abgesonderten Land erst falsch macht. Nein, ich meine jetzt die aussergewöhnliche Art zu diskutieren, für uns aussergewöhnlich. Die Kunst, zu wissen, wann man unvermittelt dem Gespräch eine andere Richtung geben muss, so als interessiere einen das eben noch heftig und heiss umstrittene Problem nicht sonderlich, als sei ein Problem in Wirklichkeit gar nicht vorhanden gewesen!

Sie sitzen in grösserer Gesellschaft in lebendigem Gespräch über ein Thema, das alle interessiert. Die Argumente fliegen hin und her, und es herrscht angenehme Stimmung. Schliesslich kommen auch Sie zu Worte, um Ihre Meinung kund zu tun. Sie gehen in die Tiefe. Sie nähern sich dem Kern des Problems, da fragt Sie die Dame des Hauses plötzlich, mitten in Ihre mit Ueberzeugung geführte längere Rede, ob Sie nicht finden, dass heute schönes Wetter sei. Dann ist es höchste Zeit, inmitten einer zu Eis erstarrten Gesellschaft, das Thema fallen zu lassen und zu antworten: In der Tat, ein lieblicher Tag heute! Der Hausherr wird gefasst eine Anekdote erzählen, die er sich am Nachmittag für lange nicht so schreckliche Fälle ausgedacht hat, und die Situation ist gerettet. Sie werden niemals erfahren, was Sie falsch gemacht haben, denn man kann doch nicht einem, der einen Faux pas beging, auch noch sagen, dass er taktlos war.

Ein Beispiel wird am besten zeigen, was ich meine.

Ich war eingeladen auf einem einsamen Schloss in Schottland. Ein düsteres Schloss, wie gemacht für Geister und Spuk. So war es nicht verwunderlich, dass am Abend, als wir bei flackerndem Kerzenlicht in einem hohen Raume vor dem Kaminfeuer sassen, die Rede auf Gespenster kam. Natürlich kam die Rede nicht von selbst, ich brachte sie darauf.

Sie werden das verstehen, Sie waren nie in England, und ich brauche mich nicht weiter zu entschuldigen; aber für die damals Anwesenden musste das Gesprächsthema sehr peinlich gewesen sein. Aber ich will nicht vorgreifen Also, ich fragte den Hausherrn in einer Pause, da alle ins Feuer starrten, ob er an Gespenster glaube. Die Hausfrau stellte sofort eine Gegenfrage, ob ich heute beim Fischen etwas gefangen habe. Ich merkte nichts, und da mir die Dame als etwas schwerhörig bekannt war, antwortete ich mit lauter Stimme, dass meine erste Forelle angebissen habe, dass sie zwar nicht gross gewesen sei, mir aber Freude und Stolz bereite, um mich dann sofort wieder an den Hausherrn zu wenden, ihm dieselbe Frage nochmals klar und deutlich vorlegend: ob er an Gespenster glaube. Er war ein guter Mensch und seine Freundschaft überwog das Korrektsein; statt nämlich mit einem fernliegenden Witz den Schlusstrich zu machen, sagte er, er habe nie darüber nachgedacht. Das war eine sehr diplomatische Antwort, aber ich merkte noch immer nichts und erklärte erstaunt, dass dies doch keine Frage des Denkens sei. Entweder sei man überzeugt, dass es Geister nicht geben könne, dass sie die Erfindung unklarer Hirne sei, oder aber, dass man solch unwahrscheinliche Sachen für wahrscheinlich halte.

Während der Diener mit viel Geräusch den heissen Tee brachte, fing ein junger Gast spontan an, mit Humor und Begabung eine Geschichte aus seinem College zu erzählen, die belacht wurde und eine Kette ähnlicher Erlebnisse nach sich zog. Das Geisterthema war begraben; es wurde spät, man begab sich nach oben. Ich blieb noch am Kamin sitzen und mit mir der junge Mann.

«Es tut mir leid, dass ich Sie vorhin unterbrach», sagte er, «aber ich habe es aus Kameradschaft getan. Die Frage, die Sie stellten, kann man in unserem Lande nicht vorbringen. Es ist ungefähr so, als ob Sie von einem Vogel wissen wollten, ob er daran glaube, fliegen zu können. Wenn man seinen eigenen Hausgeist hat, wie unser Gastfreund, so spricht man nicht davon; man ist daran gewöhnt, man kommt mit ihm aus.»

Das war in ernstem Tone vorgetragen, wohlwollend, etwas nachsichtig, mit einer kleinen unausgesprochenen Rüge an den Barbar vom Festland, und es half mir nichts, dass ich versuchte, darüber zu lachen.

«Kennen Sie Devonshire?» fragte er mich.

Ich verneinte, erstaunt über die fernliegende Frage, und fürchtete schon, dass er nun wieder ablenken, den Stoff wechseln wolle.

«Nein», schüttelte ich gottergeben den Kopf.

«O, dann müssen Sie es sehen, es ist ein heiteres, sonniges Stück Erde und die Geister dort, unsere Geister, sind ganz der Landschaft gemäss, nicht so erschreckend und schwer erträglich wie die schottischen. Kommen Sie uns besuchen, ich werde Ihnen Ihre Frage nach Geistern ganz praktisch beantworten.»

Mühsam suchte ich die Sprache wieder zu finden, er redete von seinen Geistern, so wie wir von unserer Zentralheizung und der Garage reden.

«Wollen Sie sagen, dass dieses Schloss einen Geist besitzt?»

«Ja», antwortete er, «einen sehr unfreundlichen; deshalb bin ich geblieben: ich möchte Sie zu Ihrem Besten bitten, ihn nicht kennenzulernen zu wollen.»

Er schaute sich im Zimmer umher, blickte auf seine Uhr und erzählte die Geschichte von dem Gespenst.

«Man sagt von ihm, es sei der Geist eines früheren Schlossherrn, der als Kreuzritter ins gelobte Land zog, um das Grab des Herrn aus den Händen der heidnischen Türken zu befreien. Seine Frau war jung und zart, aber sie schien vor Trennungsschmerz den Verstand verloren zu haben; sie wurde hart, grausam und gefürchtet.

Ein fremder Ritter, der aufs Schloss kam, ein dunkler Gesell, bleich und stumm, in einem Mantel rot wie Scharlach, auf schwarzem Ross, der wurde bald Herr über Haus und Frau, und sie liebten sich im finsternen Schloss, im düsteren Schottland — der Kreuzfahrer war vergessen, blieb verschollen, schien tot.

Nach Jahren — der Herr jagte mit seinem Tross in den Wäldern — kam ein fahrender Spielmann ans Tor, ein Bettelmusikant, und wollte mit der Schlossfrau reden. „Er lebt, Euer Gemahl“, erzählte er ihr, „er ist durch Mut und grosse Frömmigkeit zu Ruhm und Ehren gekommen und wird bald den Schlosshügel herauf reiten, Euch wiederzusehen, zu umarmen.“

Die Schlossherrin führte den Spielmann wortlos in den grossen Saal, wo die Bilder der Ahnen hingen. „Meinst du diesen meinen Herrn, der mich nie allein liess, der mich liebt und nicht in die Ferne zog, um mein Herz zu brechen?“ und sie zeigte auf das Bild des finsternen Gesellen, das neben ihrem eigenen hing. Da, während im Schlosshof Jagdhörner ertönten und Hundegekläff, so erzählt die Sage, zog der Spielmann einen Dolch aus dem Gürtel und stiess ihn mit zornigem Schrei in das Bild. Im Hof entstand ein Tumult, die Frau stürzte ans Fenster und sah, wie ihr bleicher Geliebter inmitten seiner Jagdgenossen blutend und tot vom Pferde glitt. Als sie sich umdrehte, war der Sänger verschwunden und aus dem Rahmen blickte lächelnd der Kreuzritter statt des erdolchten Nebenbuhlers. Das ist die Geschichte.

Vom Ende der Frau erzählt die Ueberlieferung nichts, aber der Ritter lebt noch als allnächtlicher Spuk, in Gestalt des Bettelmusikanten mit blutigem Dolch, in diesen Mauern.

Es ist vorgekommen, dass Besucher, die man nicht warnte, laut schreiend aus der Bibliothek gerannt kamen und keine zweite Nacht mehr auf dem Schloss zubringen wollten. Darum bin ich geblieben, um Ihnen Gesellschaft zu leisten und Sie zu ersuchen, vor Mitternacht diese Räume zu verlassen.»

Er erhob sich und wartete mit einem matten Lächeln, das schlecht in seinem jungen Gesicht stand, darauf, dass ich mich anschliesse. Ich hatte Lust, der Warnung zu trotzen und die Bekanntschaft des ruhelosen Schlossherrn zu machen. Er schien meine Gedanken zu erraten und sagte: «Wenn Sie unbedingt einen Geist kennen lernen wollen, lade ich Sie gerne ein nach Devonshire. Unser Geist ist wirklich angenehm und hat noch niemanden aus dem Haus gescheucht.»

Ich nickte lächelnd zum Einverständnis, und wir gingen schlafen.

Später fuhr ich mit ihm in seine Heimat und kam in ein Haus, das, wie man mir sagte, aus der Tudorzeit stammte. Ein freundlicher, einladender

Bau, mit einem Blumengarten, der in allen Farben funkelte. Niedrige Zimmer mit dunklen Balken, die mich oft zu raschem Bücken veranlassten, überall fröhliche Helle, Fenster und Licht.

Vor ungefähr zehn Jahren hatte das Haus den Besitzer gewechselt. Aber vor Unterzeichnung des Kaufvertrages sei der frühere Eigentümer mit dem Geständnis herausgerückt, dass das Haus auch einen Geist habe, o bitte nein, keinen schlimmen, aber immerhin, er gehe jeden Nachmittag um fünf Uhr pfeifend durch das Zimmer zu jener Tür (ich habe sie gesehen, sie ist zugemauert und man erkennt nur noch am Gebälk die Stelle, wo sie war), drücke eine Klinke herunter, die einmal dagewesen sein muss, und höre auf zu existieren.

Dies hatte man mir vorbereitend über den harmlosen Mitbewohner erzählt. Als wir beim Tee sassen, kam er. Der junge Herr hatte mir gerade die Tasse gefüllt, als ich lebhafte Schritte hörte quer durch den Raum, und jemand, den ich nicht sah, pfiff ein paar Takte einer altmodischen, fröhlichen Melodie, das Knacken einer Türklinke ertönte, dann war wieder alles still. Es war nicht unheimlich. Man hatte höflich aufgehört, mit dem Geschirr zu klappern, solange Er anwesend war, mit wohlwollender und rücksichtsvoller Achtung, so als gönne man einem netten, liebenswürdi-

gen Herrn die ihm gebührende Aufmerksamkeit, um dann bei seinem Verstummen mit dem Tee-trinken weiterzufahren.

Ich erfuhr noch, dass man in Noten aufschrieb, was das Schemen pfiff, um es, ohne Erläuterung, an einen befreundeten Musiksachverständigen nach London zu schicken, mit der Bitte, herauszufinden, ob es in der alten Musikliteratur etwas Aehnliches gebe. Bald hatte man den Rest des Liedes und den Text dazu und die Gewissheit, dass es sich um eine beliebte Weise aus der Zeit der Queen Elisabeth handle, die die letzte aus dem Hause Tudor war.

Der stille Besucher schritt jeden Tag zur Zeit der Teestunde durchs Zimmer, gesehen habe ich nichts, doch hatte ich das deutliche Gefühl, dass ein sympathisches, heiteres Wesen im Raume sei, das uns durch eine imaginäre Tür verliess.

Fragen Sie mich nichts, verlangen Sie keine Erklärung von mir und werfen Sie in englischer Gesellschaft nie die Frage auf, ob man an Geister glaube oder nicht; denn ich habe gelernt, dass man, ohne Stellung für oder gegen sie zu nehmen, einfach mit ihnen auskommt.

Aus «Vita Vagorum» von Jakob Flach, Verlag Huber & Co., Frauenfeld.

MYSTIK UND MAGIE DER ZAHLEN

(Schlusswort zum gleichnamigen Buch von Franz Endres,
erschienen im Rascher-Verlag, Zürich 1951)

Ich will dieses kleine Werk nicht schliessen ohne eine Mahnung an meine Leser. *Die Mystik der Zahlen hat dann Sinn und Wert, wenn die Zahlen als Symbolträger verwendet werden.* Wenn sie also, um nur ein Beispiel zu nennen, als Zahl der brennenden Kerzen am Altar oder an unserem Tische, oder übertragen in die Form von kunsthandwerklichen Dingen in uns Erinnerungen wachrufen an das, was sie symbolisieren und den Stil unseres Lebens symbolisch gestalten. Unsinnig aber wird die Zahlenmystik da, wo die Menschen sie zu magischen Zwecken verwenden wollen und hiezu Zahlenspielereien unternehmen, wie magische Quadrate zur Weissagung benützen oder mit den Geburtsdaten so lange jonglieren, bis irgend etwas Prophetisches dabei herauskommt.

Ohne Zweifel gibt es Perioden sowohl in unserem biologischen Werdegang, als auch in unse-

rem geistigen und seelischen, und daher werden viele Leute, die diese Perioden beobachten, die Zahl der Tage oder Jahre, die die Spanne ausmachen, als für sich selbst wichtig erachten. Das kommt aber nicht von der Zahl an sich, sondern von dem vorhandenen Rhythmus, den wir mit Mitteln unserer Zeitrechnung — die ja letzten Endes auch nur eine subjektive und dazu von einem Bezugssystem abhängige ist — ausdrücken.

Und wenn bei dreizehn Anwesenden sich, wie oft berichtet wird, eine unheilvolle Stimmung schon von Anfang an ausbreitet, die auf das kommende Unglück schliessen lässt, so ist das psychologisch ein Irrtum. Nicht die Dreizehn erzeugt diese Stimmung, sondern die *Vorstellung* der Anwesenden von der übeln Wirkung der Dreizehn erzeugt sie. Wie denn überhaupt die Vorstellung des Menschen viel entscheidender ist als das